

David Chandler

ANCIENT BLADES
Die Metropole der Diebe

Aus dem Amerikanischen
von Andreas Decker

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

 Piper-Fantasy.de

Für F.L., M.M. und R.E.H., die Großmeister



Deutsche Erstausgabe

Juli 2011

© 2011 David Chandler

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Den of Thieves«, Eos/Harper Collins, New York 2011

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2011 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

Umschlagabbildung: Oliver Wetter | www.fantasio.info

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26754-0

PROLOG

In der Freien Stadt Ness lebten beinahe hunderttausend Menschen dicht gedrängt beieinander – wie Ratten, die man in einen viel zu kleinen Sack gesteckt hatte. Die Stadt maß weniger als eine Meile im Durchmesser und füllte jede Nische des Hügels aus, der von einer hohen Verteidigungsmauer umgeben war. Wenn man um Mitternacht von einem zwei Meilen entfernten Berg aus zu ihr hinübersah, stellte sie das einzige Licht in der nächtlichen Landschaft dar. Wie ein glühendes Holzscheid inmitten dunkler Felder, die dem Horizont entgegenwogten. Das nur eines ordentlichen Windstoßes bedurfte, um hell und unberechenbar aufzulodern.

Der Anblick ließ Bikker grinsen, obwohl er genau wusste, dass es sich bloß um eine Sache der Perspektive handelte. Er war ein Hüne von Mann mit einem buschigen Bart und einem magischen Schwert am Gürtel. Er wusste nicht, wie die anderen beiden Angehörigen der Verschwörergruppe darüber dachten, aber er hätte die Freie Stadt Ness nur zu gern brennen gesehen.

Die Lichter, die er sah, kamen von tausend Fenstern und den Öfen Hunderter Werkstätten und Manufakturen. Die Stadt belieferte das Königreich Skrae mit sämtlichem benötigten Eisen und Stahl, einem Großteil aller Lederwaren und einem endlosen Strom von Löffeln und Gürtelschnallen sowie Laternen und Hornkämmen. Die Gilden arbeiteten die Nacht durch, und das jede Nacht, denn die Nachfrage war schier endlos. Aus jedem Schornstein stieg Rauch empor, brodelnde Säulen aus Dunkelheit, die die Sterne verfinsterten, während die Hälfte der Fenster der Stadt von brennenden Kerzen erleuchtet wurden, weil ein Heer von Schreibern, Sekretären und Buchhaltern etwas in ihre Kontobücher kritzelten.

Am Fluss erhoben sich hell erleuchtete Spielhäuser, während Huren lange Prachtstraßen entlangmarschierten und

Laternen schwenkten, um Passanten anzulocken. Es hatte den Anschein, als wäre die halbe Stadt noch auf den Beinen. »Glaubt Ihr, dass einer von ihnen ahnt, was auf sie zukommt?«, fragte Bikker.

»Um unserer Pläne willen bete ich, dass es nicht so ist«, sagte sein Auftraggeber. Bikker hatte den Mann noch nie zuvor zu Gesicht bekommen. Selbst jetzt verbarg sich der Drahtzieher der Verschwörer in einer abgedunkelten Kutsche, die von zwei weißen Pferden gezogen wurde, die mit den Hufen scharrtten. Sie trugen kein Brandzeichen, und der Kutscher war neutral gekleidet. Die Kutsche hätte zu jedem besseren Haushalt gehören können – sämtliche Insignien waren entfernt worden.

Eine schlanke weiße Hand schob sich aus dem Kutschenfenster und hielt einen Beutel voll Gold an seinen Schnüren. Bikker nahm die Bezahlung – die letzte Rate von vielen – und schob sie unter sein Kettenhemd. »Um Euretwillen rate ich zu versiegelten Lippen.«

»Keine Sorge, wenn ich will, kann ich sehr verschwiegen sein«, sagte Bikker mit einem Lachen. »Dabei gäbe das hier eine wirklich tolle Geschichte ab! In einem Monat wird Aufruhr in der Stadt herrschen, die Toten werden sich in den Straßen auftürmen. Wie viele Lichter wird man dann wohl noch sehen? Und niemand wird je erfahren, welche Rolle ich dabei gespielt habe.«

»Nein, das wird keiner«, sagte der dritte Verschwörer. Bikker richtete den Blick auf Hazoth, dessen Antlitz ein dicker Schleier aus schwarzem Krepp verhüllte. So sehr Bikker es auch verabscheute, mit gesichtslosen Gefährten Geschäfte zu machen, war er über diesen Schleier doch ganz froh. Es war nicht gut, in das entblößte Gesicht eines Zauberers zu schauen. »Wenn du nicht den Mund halten kannst, werde ich dafür sorgen, dass du es tust. Vergiss nicht deinen Platz. Deine Rolle in all dem hier ist minimal.«

Bikker zuckte mit den Schultern. Das wusste er nur zu gut. Man hatte ihn für verschiedene kleine Aufgaben in den Dienst genommen, aber hauptsächlich deswegen, weil er vermutlich

die einzige Person in der Stadt war, die die beiden hätte aufhalten können, falls er gewollt hätte. Als er sich einverstanden erklärt hatte, sich mit ihnen zu treffen – und dann das zögerliche, verstohlene Angebot angenommen hatte –, waren sie auf eine fast schon lächerliche Weise dankbar gewesen. Sein Ruf eilte ihm voraus, und sie hatten nicht gewagt, seine Eitelkeit zu verletzen. Aber sie ließen ihn auch nie vergessen, dass er ihr Laufbursche war. »Ich tue, was man mir sagt ... wenn man mich bezahlt. Gold hat so seine Art, jede Zunge zum Schweigen zu bringen. Mir ist schon klar, dass ich ihn nicht zu fragen brauche« – Bikker wies mit dem Daumen auf den Mann in der Kutsche – »aber was habt Ihr davon, Zauberer? Was kann er Euch bezahlen, das Ihr nicht einfach selbst herbeizaubern könntet?«

»Ich habe mich einverstanden erklärt, Hazoths ... Experimente zu übersehen, sobald ich der Herrscher der Stadt bin«, sagte der Mann in der Kutsche. »Bereitet Euch das Unbehagen?«

In der Tat hatte es eine Zeit gegeben, in der das Bikker Anlass zum Grübeln gegeben hätte. Zauberer konnten gefährlich sein. Hazoth stank nach Schwefel und dem Höllenpfuhl, und er war zu Dingen fähig, die kein Sterblicher je zustande gebracht hatte. Manchmal machten Zauberer Fehler, und die ganze Welt musste dafür bezahlen. Das Schwert an Bickers Seite war ein Vermächtnis, wie hoch dieser Preis einst gewesen war – es war eingeschworen auf die Verteidigung des Reiches gegen die Dämonen, die ein Zauberer herbeibeschwören konnte, und dabei aber die Kontrolle über sie verlor.

Es hatte eine Zeit gegeben, da war auch Bikker dieser Verteidigung verpflichtet gewesen. Aber die Welt hatte sich verändert. Die Zeiten hatten sich verändert. Er selbst hatte sich verändert. Jeder Glaube, den er einst vielleicht an den Adel oder die Pflicht gehabt hatte, war von einem Mühlrad zermahlen worden, das sich zwar ausgesprochen langsam drehte, aber nie zur Ruhe kam. Einst war er ein Verteidiger der Menschheit gewesen.

Jetzt zuckte er bloß noch mit den Schultern. Er schaute zur

Stadt herab. Von hier aus gesehen, hätte sie genauso gut ein Nest von Termiten sein können, die wimmelnd auf ihrem Dunghügel herumkletterten. »Bringt sie alle um. Von mir aus könnt Ihr sie auch an Eure Schoßtiere verfüttern, Hazoth! Ich bin dann schon so weit weg, dass es mir völlig egal ist.«

»Richtig. Das Gold in diesem Beutel wird dich weit bringen. Und es gibt noch mehr, sobald du deinen Teil unseres Plans erfüllt hast. Du weißt, was du als Nächstes zu tun hast?«

»Oh, aye«, sagte Bikker. Er spuckte in Richtung der Stadt, als wollte er die dort wimmelnden Flämmchen mit einem Tref-fer auslöschen. »Als Nächstes muss ich unseren ahnungslosen vierten Mann finden.« Ein Narr war erforderlich, jemand, der nicht die geringste Ahnung haben würde, was er da eigentlich tat. Ohne eine derartige Marionette konnte der Plan nicht funktionieren. »Ich muss einen Dieb für uns auftreiben.«

TEIL EINS
FETTE BEUTE

1

Kleine böse Wesen lauerten in den Schatten; ihre Augen funkelten hell im Zwielflicht. In jeder ausgebrannten Hausruine hörte Malden ihre verstohlenen Schritte. Gelegentlich flüsteren sie miteinander. In diesem Teil der Stadt gab es keine Lichter, und der Nebel verbarg Mond und Sterne. Die Laterne in Maldens Hand warf einen gelben Lichtschein auf die verfallenen Wände oder zeigte ihm, wo das Kopfsteinpflaster aus dem Boden gerissen worden war und tiefe Schlammfüten auf unvorsichtige Fußgänger warteten. Aber die Laterne vermochte die Finsternis nicht zu durchdringen, die sich in den zerstörten Häusern und Ställen sammelte; sie zeigte ihm auch nicht, wer ihn da so aufmerksam beobachtete.

Das alles gefiel ihm ganz und gar nicht.

Ihm gefiel der Zeitpunkt nicht, der für dieses Treffen angesetzt worden war, eine Stunde nach Mitternacht. Ihm gefiel der Ort nicht, unten an der Stadtmauer in der Nähe des Flusstors, im Aschehaufen, wie man diese Trümmerlandschaft nannte. Im Jahr seiner Geburt war dieses Viertel im Feuer der Sieben Tage niedergebrannt. Da die billigen Absteigen und Schenken den Ärmsten der Armen gehört hatten, hatte man keinerlei Anstrengung unternommen, alles wieder aufzubauen oder die Ruinen abzureißen. Hier lebte keiner freiwillig, also hatte man den Aschehaufen dem Verfall preisgegeben. Nun spross Unkraut zwischen geborstenen Pflastersteinen, während Schlingpflanzen heruntergestürzte Dachschindeln erdrosselten oder sich langsam durch die uralten geschwärzten Ziegelsteine fraßen. Irgendwann würde die Natur dieses Viertel wieder ganz erobert haben, und Malden, der seit dem Tag, da er zur Welt gekommen war, keinen Fuß über die Grenzen der Stadt hinaus

gesetzt hatte, empfand Unbehagen bei der Vorstellung, dass selbst die Stadt – für ihn das Symbol von Beständigkeit – zerfallen, sterben und ersetzt werden würde.

Hinter ihm huschte etwas über die Straße. Er fuhr herum und versuchte es mit dem Lichtstrahl zu erhaschen. Maldens Reflexe waren geschärft, trotzdem war er nicht schnell genug. Er erkannte nicht, was es war, er sah nur, dass es in einem klaffenden Loch verschwunden war, wo sich einst ein Fenster zur Straße hin geöffnet hatte. Seine Hand griff nach der Ahle, die er an der Hüfte trug, aber er wagte sie nicht zu ziehen, solange es nicht unbedingt nötig war. Malden war Veteran vieler Straßenkämpfe und wusste, dass man seine Waffe nur dann zeigte, wenn man sie auch einsetzen wollte.

Er drehte sich langsam auf den Fersen um, musterte die leeren Eingänge auf beiden Seiten und die gewundenen kleinen Gassen, die zwischen den Häusern verliefen. Er sehnte sich danach, etwas Festes im Rücken zu haben. Vor ihm erhob sich ein Backsteinhaus – oder vielmehr die Ruine davon. Ein Dach gab es nicht mehr, eine Wand war eingestürzt. Die restlichen drei Wände standen jedoch noch, und wenn es ihm gelang, es bis dorthin zu schaffen, musste er zumindest keine Angst mehr haben, hinterrücks angegriffen zu werden. Mit hoch erhobener Laterne eilte er los – als ein Geräusch in unmittelbarer Nähe ihn jäh zum Innehalten zwang.

Einer seiner Beobachter hatte hinter ihm die Straße betreten. Ein Fuß war in eine Pfütze getreten. Als Malden dieses Mal herumfuhr, ergriff der Unbekannte jedoch nicht die Flucht. Dieses Mal blieb er stehen.

Noch während des Umwendens hatte Malden die Hand auf die Waffe gelegt. Aber er zögerte, sie zu ziehen, als er das Geschöpf sah, das ihm gegenüberstand. Es war ein Kind, ein Mädchen, kaum älter als sieben Jahre. Sie trug ein selbst gewebtes schmutziges Kleidchen und statt Schuhen Lumpen um die Füße. Mit beiden Händen hielt sie einen Hammer umklammert. Ihr Blick blieb auf Maldens Gesicht gerichtet, und sie blinzelte nicht einmal.

Malden breitete die Hände aus und zeigte, dass sie leer wa-

ren. Er trat einen Schritt auf die Kleine zu, und als sie nicht die Flucht ergriff, einen zweiten. Er griff nach ihr – und plötzlich wimmelte es auf der Straße von zerlumpten Kindern. Sie schienen aus dem Nebel zu kommen, als wären sie aus Kälte und Feuchtigkeit plötzlich wie Pilze hervorgesprossen. Es waren Jungen und Mädchen verschiedenen Alters, aber sie waren alle ähnlich gekleidet, trugen zerrissene Hemden und Kleidchen, die zu groß für ihre dürren Gestalten waren. Und alle waren mit behelfsmäßigen Waffen ausgestattet. Einer Zimmermannsäge. Einer Schumacherahle. Einer Latte, gespickt mit Nägeln. Einer Kette. Ein Junge, etwas älter als die Übrigen, hielt das Beil eines Waldarbeiters gegen den Oberschenkel gepresst, als wisse er, wie man damit umging.

Eine Bande aus Waisenkindern, dachte Malden. Eine Bande aus Straßenkindern, die sich in ihrer Armut zusammengerotet hatten, um jeden zu überfallen, der dumm genug war, sich nachts in diese Gegend zu wagen. Ein zerlumptes kleines Heer; es waren Dutzende. Malden war überzeugt davon, selbst den ältesten Jungen in einem fairen Kampf besiegen zu können, aber ihren Mienen war abzulesen, dass ihnen Vorstellungen wie Fairness oder Gerechtigkeit völlig fremd waren. Für sie waren derlei Begriffe so unwirklich und sagenhaft wie die Kontinente, die Gelehrten zufolge hinter dem Horizont lagen. Sie würden sich alle auf ihn stürzen und so lange auf ihn eintreten und einschlagen, bis er tot wäre, und sie würden keine Gnade kennen.

Sie warteten darauf, dass er den ersten Zug tat. Zu fliehen oder zu kämpfen versuchte. Nicht, weil sie sich nicht anzugreifen trauten, sondern weil er einen Fehler begehen, die Chancen falsch einschätzen sollte. Jede Schwäche würden sie ausnutzen und kurzen Prozess mit ihm machen.

Malden befeuchtete sich die Lippen und wandte sich auf der Suche nach einem Unterschlupf langsam um. Aber offensichtlich gab es kein Entkommen. Es sei denn ... es sei denn, die stumme Zusammenrottung, die bohrenden Blicke hatten noch eine andere Bedeutung.

»Ihr wartet auf ein Passwort oder Zeichen«, sagte er, »aber

ich habe nur dies hier.« Er fasste in seinen Umhang. Sie bewegten sich auf ihn zu, zogen den Kreis enger, aber er griff nicht nach der Waffe. Stattdessen schlüpfte seine flinken Finger in seinen Geldbeutel und zogen den Pergamentfetzen hervor, der ihn zu dieser gottlosen Stunde an diesen widerwärtigen Ort gelockt hatte. Er entfaltete ihn vorsichtig – das alte Papier brach in der Mitte auseinander, aber er hielt die Stücke zusammen – und zeigte die Botschaft, die er erhalten hatte.

Dieses Haus GEHÖRT ZU UNS
Und sein Besitzer steht unter meinem Schutz.
Komm ALLEIN zur nächsten Geisterstunde
In den Aschehaufen an der Westmauer – oder
Du bist TOT vor der nächsten Morgendämmerung.

»Das fand ich an die Fensterbank des Hauses genagelt, das ich gerade ausraubte. Wollt ihr es sehen?«

Er fragte sich, ob sie überhaupt lesen konnten. Doch wo sollten sie es gelernt haben? Eine absurde Vorstellung, dass diese Kinder je zur Schule gegangen waren oder Religionsunterricht erhalten hatten. Und doch schienen sie von der kurzen Botschaft wie verzaubert zu sein. Ah, dachte Malden. Sie erkennen die Unterschrift, die primitive Zeichnung eines Herzens, von einem Schlüssel durchbohrt.

Er wusste nicht genau, was das Zeichen zu bedeuten hatte, aber er hatte einen Verdacht. Die Macht dieses Zeichens über die Kinder war bemerkenswert. Eins nach dem anderen trat heran und berührte das Papier, so wie abergläubische Kaufleute manchmal eine Statue der Göttin berührten, bevor sie sich zu einer kniffligen Verhandlung an den Tisch setzten. Als sie das Zeichen gesehen hatten und zu dem Schluss gekommen waren, dass es sich um keine Fälschung handelte, verschwand ein Kind nach dem anderen in der Dunkelheit. Alle bis auf das Mädchen mit dem Hammer. Sie starrte ihm noch immer in die Augen. Als sie allein waren, brach sie schließlich den Blickkontakt und ging auf die Ruine zu, in der er Schutz hatte suchen wollen. Sie führte ihn zu einer Tür und machte

eine Bewegung mit der Hand. Dann führte sie einen vollendeten Knicks aus und rannte los, hinter den anderen her.

Offensichtlich war dies der Ort. Malden hielt den Pergamentfetzen wie einen Talisman ausgestreckt und trat durch die Tür.

2

Im Innern der Ruine saßen drei in Lumpen gekleidete alte Männer auf einer langen Holzkiste. Zwei von ihnen hatten lange weiße Bärte, während der dritte kahlköpfig und glatt rasiert war. Im Alter waren ihre Muskeln verkümmert, aber in ihren Augen funkelte es vor Schläue – das waren keine senilen Tattergreise. Malden hatte das Gefühl, dass mehr hinter ihnen steckte, als ersichtlich war.

Er nickte den Männern zu, schwieg aber erst einmal. Er musterte das Innere des Hauses – die herabgestürzten Dachbalken, den verbrannten Schutt in den Ecken. Eine dicke Trümmerschicht bedeckte den Boden. Hier schien es kein Versteck für einen Meuchelmörder zu geben, obwohl er sich bei dem schwachen Licht und den Nebelschwaden, die seine Laterne umwaberten, nicht sicher gewesen wäre.

»Und wenn ich die Wache mitgebracht hätte?«, fragte Malden. Er war der Ansicht, dass Höflichkeiten hier fehl am Platz waren. Schließlich hatte man ihm mit dem Tod gedroht.

Der Kahlkopf grinste hinterhältig. »Wir wären nicht hier. Du hättest diesen Ort nie gefunden. Und noch vor morgen früh hätte man dir den Hals durchgeschnitten.«

Malden nickte. »Keine schlechte Organisation. Die Kinder behalten für euch das Haus im Auge, stimmt's? Sorgen dafür, dass keiner hereinkommt, der nicht eingeladen wurde. Und jede Wette – sollte ich es auf einen Versuch ankommen lassen, dann wärt ihr auch darauf vorbereitet.«

Einer der Rauschebärte hob einen gekrümmten langen Finger und zeigte nach oben. Zwei Häuserblöcke entfernt sah Malden einen Turm aus dem Nebel herausragen. Vermutlich war das der steinerne Kirchturm des Viertels gewesen, der das Feuer überstanden hatte. Während Malden noch in die angegebene Richtung starrte, piff ihm etwas an der Wange vorbei und krachte in einen verkohlten Holzpfeiler hinter ihm. Er wandte den Kopf und entdeckte einen noch zitternden Pfeilschaft. Der Pfeil war so lang wie sein Arm und so wuchtig in das Holz eingedrungen, dass von der Eisenspitze nichts mehr zu erkennen war.

»Ich erweise dir die Höflichkeit festzustellen, dass du nicht zusammengezuckt bist«, sagte der Rauschebart. »Das ist gut, Junge. Sehr gut.«

Malden verbeugte sich knapp vor dem Alten. »Ich ahne, wo ich bin. Wer ihr drei seid, kann ich nicht sagen, aber ich habe nicht mit euch gerechnet. Ihr seid die Wächter der Tür, richtig? Und vermutlich mehr als das.«

Der Kahlkopf berührte seine Brust. »Man nennt mich Levenfingers.« Er zeigte auf die Rauschebärte. »Das sind Loophole und Lockjaw.«

»Hallo«, sagte Malden. »Warte. Warte. Von Loophole habe ich schon gehört. Das war vor meiner Zeit, aber im Stinkviertel erzählt man sich die Geschichte noch immer. Wenn du der betreffende Mann bist, dann trägst du deinen Namen, weil du das Garnisonshaus oben beim Palast ausgeraubt hast. Stimmt es, dass du durch eine Schießscharte eingestiegen bist, fünfzig Fuß die Mauer hoch?«

Loophole lachte keuchend. »Wenn mal Zeit ist, erzähle ich dir alles, falls es dich interessiert. Vorausgesetzt, du überlebst die Nacht.«

Malden nickte. »Es wäre mir eine Ehre. Und du, Levenfingers, wie kommst du zu dem Namen, wenn ich fragen darf?«

»Zu meiner Zeit war ich der König der Taschendiebe«, erklärte der Glatzkopf mit offensichtlichem Stolz. »Es hieß, kein Mann mit zehn Fingern könne so geschickt sein, also müsse ich elf haben.« Er hielt die Hände hoch; sie waren knotig und

mit Altersflecken übersät, ansonsten aber völlig normal. »Nur ein Spitzname.«

Malden grinste den dritten Mann an und wartete darauf, dass er seinen Namen erklärte. Aber an seiner Stelle antwortete Loophole. »Lockjaw? Er bewahrt seine Geheimnisse, das ist alles. Gibt nie freiwillig etwas preis.«

»Spricht er überhaupt?«

»Jedenfalls nicht mit Leuten wie dir«, grummelte Lockjaw. Sein dumpfer Tonfall erinnerte an eine knarrende Bodendiele in einem leeren Haus. »Noch nicht.«

»Ich verstehe«, sagte Malden. Er war tatsächlich beeindruckt. Das Diebeshandwerk war ein gefährliches Geschäft. Entkam man allen Fallen und starb nicht durch den Speer eines übereifrigen Wächters, lauerte immer noch das Gesetz. In der Freien Stadt Ness wurde bereits der Diebstahl eines Kupferpfennigs aus der Börse eines fetten Kaufmanns mit dem Tod bestraft. Diese drei Männer, die zu ihrer Zeit wagemutige, für ihre großartigen Taten berühmte Halunken gewesen waren, hatten lange genug überlebt und waren alt geworden. Das konnte nur bedeuten, dass sie einst sehr gut gewesen waren. Malden fragte sich, was sie ihm wohl beibringen konnten. Aber natürlich ging es erst einmal um dringendere Geschäfte. »Ich sollte mich hier mit jemandem treffen.«

»Dann bist du also bereit für eine Audienz mit deinem Herrn?«

»Ich will es hoffen«, erwiderte Malden.

Lockjaw gab ein grunzendes Geräusch von sich, das entfernt an ein Lachen erinnerte. Die drei Männer standen gemeinsam auf und traten zur Seite, um Malden einen besseren Blick auf die Kiste zu ermöglichen, auf der sie gesessen hatten. Es war ein schlichter Holzsarg. Levenfingers hob den Deckel, und Loophole bedeutete Malden hinauszusteigen.

Malden hätte sich nie als zimperlich bezeichnet – und erst recht nicht als abergläubisch. Aber bei dem Gedanken, in einem Sarg zu liegen, breitete sich ein kaltes Grausen in seinen Eingeweiden aus. »Da steigt nur ein Narr oder ein Toter freiwillig hinein«, murmelte er.

»Wenn du es nicht tust«, sagte Loophole, »bist du sowohl ein Narr als auch tot.«

Malden löschte die Flamme seiner Laterne und stellte sie vorsichtig auf dem Boden ab. Für sie war kein Platz in dem engen Behältnis. Dann stieg er in den Sarg, der nicht Furcht einflößender war als eine ganz gewöhnliche Kiste. Zumindest redete er sich das ein. Der Deckel wurde aufgelegt und zugenagelt. Malden bemühte sich, nicht zu tief zu atmen. Bis hierher war er gekommen. Nun musste er herausfinden, wie es weiterging.

3

Die Finsternis in dem Sarg war wie eine feste Masse, als hätte sich die Luft ringsum in Obsidian verwandelt. Sämtliche Geräusche, die durch das Holz hereindrangen, klangen gedämpft. Malden hoffte, dass man ihn bald wieder hinausließ. Die Kiste wurde angehoben – die drei Alten waren offenbar stärker, als sie aussahen, oder sie hatten Hilfe bekommen – und ein kurzes Stück getragen, bevor man sie mit dem Fußende zuerst in einen Schacht schob. Einen Augenblick lang hatte Malden das Gefühl einer schnellen Abwärtsbewegung, dann traf der Sarg hart auf festem Untergrund auf. So hart, dass er sich den Hintern stieß. Er schaffte es, keinen Laut von sich zu geben, aber die Luft wurde ihm aus den Lungen gepresst.

Er verkrampfte sich und musste keuchen, aber dann schaffte er es, den Atem einen Augenblick lang anzuhalten. Wenn er herausfinden wollte, wo er gelandet war, gab es nur eine Möglichkeit: Er musste genau hinhören. Obwohl die Geräusche durch das Holz ringsum verzerrt wurden, konnte er einiges verstehen. Er vernahm Stimmen und Gelächter. Eine Frau kicherte. Also war er nicht allein.

Jemand pochte an den Sargdeckel, und er japste vor Überraschung. »Jemand zu Hause?«, fragte eine spöttische Stimme.

»Komm rein und sieh dich um!«, erwiderte Malden.

Der Unbekannte lachte gehässig, sagte aber nichts mehr.

Malden erkannte schnell, dass niemand kommen und ihn aus dem Sarg befreien würde – er musste selbst einen Ausweg finden. Seine Ahle konnte er mühelos ziehen, fand es dann aber äußerst schwierig, im Sarginneren damit zu hantieren, ohne sich selbst zu verletzen. Es war keine großartige Waffe, bloß ein dreieckiges Stück Eisen, dessen Spitze scharf zugeschliffen war. Dem Gesetz entsprechend war es die größte Waffe, die er besitzen durfte: Die Klinge war nicht länger als seine Hand, gemessen vom Daumenballen bis zur Spitze des Mittelfingers. Sie hatte keine Schneide, sondern nur die Spitze, und in einem Kampf konnte man damit lediglich zustechen. Aber sie war ihm in der Vergangenheit schon oft von Nutzen gewesen. In die Verlegenheit, damit töten zu müssen, war er allerdings noch nicht gekommen. Die Ahle erwies sich als hilfreich, als er die Spitze in den schmalen Spalt zwischen Deckel und Kiste schob. Ohne ausreichend Platz zum Stemmen dauerte es eine Weile, den Deckel zu lockern. Schließlich aber belohnten ihn ein schmaler Lichtstrahl und – noch besser – frische Luft für seine Anstrengungen.

Die Nägel im Sargdeckel quietschten, als er sich befreite. Dann hatte er ihn weit genug angehoben, um ihn mit den Händen hochstemmen zu können. Er steckte die Ahle zurück in die Scheide, setzte sich auf und sah sich um.

Der Raum, in dem er sich befand, war groß, hatte aber eine niedrige Decke, die von kräftigen Balken gestützt wurde. Er erinnerte an einen Minenschacht. Mehr als ein Dutzend Kerzen sorgte für Helligkeit; einige von ihnen waren mit Kupferreflektoren versehen, die dem Licht einen rosigen Ton verliehen. Auf einem Diwan an der Seite saß ein Mann in einem Lederwams und einer mehrfarbigen Hose. Er hatte die stämmigen Schultern eines Kriegers und nicht etwa die eines Diebs. Auf seinem Schoß hockte ein rothaariges Mädchen mit aufgeschnürtem Mieder. Sie lachte fröhlich, als er sie kitzelte. Keiner der beiden schenkte Malden einen Blick. In einer anderen Ecke des Raums vergnügten sich mehrere Männer in farblosen Umhängen da-

mit, Würfel gegen die Wand zu werfen. Je nachdem, wie das Ergebnis ausfiel, brachen sie in Stöhnen oder Jubel aus. Und dann war da noch ein Zwerg, der Inbegriff seines Volks. Zwerge begegnete man in Ness nur selten – wie eigentlich in ganz Skrae –, aber Malden war mit ihrem Anblick vertraut, denn genug von ihnen waren auf Arbeitssuche aus ihrem Königreich im Norden gekommen. Sie waren Meisterhandwerker, brillante Techniker, die bessere Werkzeuge und Waren herstellen konnten als jeder Mensch. Allein die Zwerge kannten das Geheimnis, wie man richtigen Stahl herstellte, und darum schätzte man sie sehr und gewährte ihnen besondere Privilegien, wo immer sie in den Menschenreichen auftauchten. Der Zwerg war dürr, vielleicht vier Fuß groß, und seine Haut schimmerte weiß wie ein Fischbauch. Sein Haarschopf war schwarz und schmutzig, sein Bart wucherte wild. Bekleidet war er lediglich mit einer Lederhose, und er war damit beschäftigt, Metallstücke auf einen seidenen Handschuh aufzunähen. Er sah kurz hoch, warf Malden einen Blick zu, schüttelte den Kopf und konzentrierte sich wieder auf seine Arbeit.

Unmittelbar hinter sich entdeckte Malden den Schacht, aus dem er herausgerutscht war, eine Konstruktion aus gehämmertem dünnem Zinn. Man hatte sie mit braunem Fett eingeschmiert, das im Kerzenlicht matt glänzte. Möglicherweise konnte Malden dort wieder nach oben kriechen, vorausgesetzt, er hatte genug Zeit dazu und keiner hielt ihn auf. Der Mann auf dem Diwan trug ein Schwert an der Hüfte, und Malden hatte nicht den geringsten Zweifel, dass auch die anderen gut bewaffnet waren.

Etwas unbeholfen stieg er aus dem Sarg. Dann klopfte er sich den Staub aus der Kleidung und ging auf den Diwan zu, um in Erfahrung zu bringen, was er als Nächstes tun sollte. Der Schwertträger blickte erwartungsvoll auf. »Du musst bei den drei Meistern dort oben einen guten Eindruck gemacht haben«, sagte er. Malden erkannte die Stimme wieder – es war der Mann, der mit ihm gesprochen hatte, als er im Sarg gelegen hatte.

»Ach ja?«

»Sie haben dir die Kleidung und das Messer am Gürtel gelassen. Manchmal schicken sie die Leute auch nackt herunter.«

»Ich bin ein netter Bursche, wenn man mich erst einmal kennengelernt hat«, erwiderte Malden. »Und wenn du jetzt so freundlich wärst, mir den Weg zu deinem Meister zu zeigen. Man hat mir berichtet, dass er mich zu sprechen wünscht.«

Der Schwertträger runzelte die Stirn. »Und wie kommst du auf den Gedanken, dass der Hausherr sich nicht hier befindet, genau vor deiner Nase?«

Als Entschuldigung verneigte sich Malden. »Eine solche Organisation an einem so geheimen Ort legt mir den Schluss nahe, dass nur ein Mann der Freien Stadt hier der Hausherr sein kann. Ich weiß, dass es keiner der Spieler dort ist, er ist auch kein Zwerg, und sie ... nun.« Krampfhaft durchforschte Malden seine Erinnerungen. »Ihr Name ist Rhona. Sie gehört zu Mutter Bronwyns Mädchen aus dem Haus der Fröhlichen Seufzer oben am Königsgaben.« Das Mädchen starrte ihn mit großen Augen an, er aber schenkte ihr bloß ein Lächeln. Es gab nur wenige Huren in der Stadt, die Malden nicht auf Anhieb erkannte. »Was nun dich angeht, nun ja ... Ich glaube nicht, dass du der Anführer bist. Du bist eine eindrucksvolle Gestalt, sicherlich ein Räuber, aber vermutlich lautet dein Name nicht Cutbill.«

Bei der Nennung des Namens spähte jeder der Anwesenden über die Schulter. Selbst der Räuber und seine Gespielin runzelten die Stirn. Doch einen Augenblick später war jede Beklemmung wie weggewischt, und der Mann lachte dröhnend, woraufhin auch das Mädchen wieder kicherte. »Du bist schlauer als erlaubt«, sagte er.

»Und doch nicht arrogant genug in meiner Klugheit, um diese Vorladung nicht wahrzunehmen«, erwiderte Malden.

Der Räuber ergriff das Mädchen mit seinen starken Armen, setzte es auf dem Diwan ab und stand auf. Dann trat er auf Malden zu und ergriff dessen Hand. »Ich bin Bellard. Ich diene jenem, dessen Namen du nanntest, als du mit Andeutungen nicht weiterkamst.«

»Freut mich, dich kennenzulernen. Man nennt mich Malden.« Bellard lachte abermals. Er schien ein großer Bewunderer

der Komödie des Lebens zu sein. »Ach, deinen Namen kenne ich bereits. Und du hast recht, der Meister erwartet dich. Dort hinten.« Bellard wies mit großer Geste zur gegenüberliegenden Wand, wo ein schmutziger Vorhang herabhing.

»Ich gehe also einfach da durch, richtig?«, fragte Malden.

Der Räuber lachte. »Wenn du es schaffst.«

Malden verbeugte sich und begab sich zu dem Vorhang. Er schob ihn zurück und sah sich einer breiten, in die Wand eingelassenen Tür aus massiver Eiche mit schweren Eisenbeschlägen gegenüber. Sie war mit einem dicken Eisenring zu öffnen. Es gab nur ein Problem. Eine mächtige Eisenstange führte durch den Ring und verschwand auf beiden Seiten in der Wand. Diese Tür wurde von dem größten Vorhängeschloss verriegelt, das Malden je gesehen hatte.

4

Nun, mit Schlössern kannte sich Malden aus. Er zog die Ahle und fasste sie an der Klinge. Der Griff bestand aus einem langen Stück fester Schnur, die zahllose Male um den eigentlichen Griff gewickelt war, zum vermeintlichen Zweck, sie bequemer halten zu können. Tatsächlich diente die Schnur weit- aus weniger offensichtlichen Zwecken. Malden fingerte daran herum, bis sich das eine Ende löste. Dann spulte er die Schnur mit geübten Bewegungen ab. Damit verbunden war sein Werkzeug: Haken und Spanner. Zwei verschiedene Hauptschlüssel für verschiedene Schlossgrößen. Diese winzigen Stahlstücke stellten Maldens kostbarste Besitztümer dar; sie waren mehr wert als ihr Gewicht in Gold. Sie waren sein Leben wert, sollte man ihn je damit erwischen.

Er legte die Werkzeuge sorgfältig der Reihe nach auf den Boden und kniete vor der Tür nieder, um das Schloss genauer zu untersuchen.

»Ein berühmtes Beispiel der Schlosserkunst«, sagte Bellard hinter ihm. »Ursprünglich sicherte es die Tür zum Harem des Barbarenhäuptlings Krölt. Stell dir doch nur die exotischen und ungezähmten Schönheiten vor, die mithilfe dieses Schlosses weggesperrt wurden.«

Malden fragte sich, ob jene Frauen nur halb so ansehnlich gewesen waren, wie es das Schloss selbst war. Zweifellos stellte es ein Produkt hervorragender Handwerkskunst dar – zog man seine Vollkommenheit in Betracht, hatte es vermutlich ein Zwerg angefertigt. Das Gehäuse war breiter als Maldens aneinandergelegte Hände, bestand aus Bronze und hatte sich im Lauf der Jahre mit Grünspan überzogen. Die Vorderseite war mit Messingnieten versehen, die zu hübschen Frauengesichtern geformt waren. Alles war feinstens gearbeitet, und jedes Gesicht trug unterschiedliche Züge, eins hübscher als das andere.

Der Bügel des Schlosses bestand aus Messing und stellte den geflochtenen Zopf einer Jungfrau dar. Das massive Schlüsselloch war mit einer verschiebbaren Platte bedeckt, die den Staub fernhalten sollte. Als Malden sie zurückschob, wurde ihm klar, dass der dazugehörige Schlüssel die Größe eines Kurzschwerts haben musste.

Das erbärmliche Licht im Raum gestattete ihm keinen gründlichen Einblick in den Schlossmechanismus, aber ein Schloss knackte man mit geschickten Fingern und nicht mit den Augen. Er wählte einen Haken und den größeren seiner Spanner. Er hoffte, dass er groß genug war. Mit reiner Willenskraft unterdrückte er jedes Händezittern, als er den Haken vorsichtig ins Schlüsselloch einführte und nach Stiften tastete.

Als der Haken etwas Festes berührte, schien das ganze Schloss so zu vibrieren, als sei in seinem Innern eine Feder ausgelöst worden. Malden blieb gerade noch Zeit, die Bewegung der Nieten zu beobachten, bevor er sich nach hinten warf und mit den Händen abfiel. Seine Werkzeuge landeten klirrend auf dem Boden, aber in diesem Augenblick waren sie ihm völlig gleichgültig.

»Auch noch schneller, als wir gedacht hätten«, sagte Bellard. Dieses Mal lachte er nicht.

Die Nieten waren in Wirklichkeit gar keine Nieten, sondern konnten wie die Schlüssellochplatte verborgene Löcher auf der Vorderseite freigeben. Aus jedem dieser Löcher ragte nun eine Nadel von der Größe eines Zimmermannnagels hervor. Wäre Malden nicht rechtzeitig zurückgewichen, hätten die Nadeln seine Hände an Dutzenden von Stellen zerstochen. Er sah genauer hin und entdeckte, dass jede Nadelspitze mit einer strohfarbenen Flüssigkeit bedeckt war.

»Das ist natürlich Gift.«

»Der alte Krölt war ein eifersüchtiger Bursche, und er hasste Diebe. Natürlich ist sein Gift schon vor einem Jahrhundert eingetrocknet und abgeblättert. Dieses Zeug ist nicht tödlich, denn an dem Schloss sollen neue Diebe ausgebildet werden.« Bellard zuckte mit den Schultern. »Aber du hättest drei Tage lang Fieber gehabt, und in dieser Zeit hättest du dir gewünscht, die Nadeln wären mit Schierling bestrichen gewesen, solche Qualen hättest du gelitten.«

Malden wischte sich den Schweiß aus den Augen. Auch wenn er seinen Lebensunterhalt mit einer Beschäftigung verdiente, die gewisse Risiken barg, bedrohte man ihn in dieser Nacht für seinen Geschmack zu oft mit Tod und Schmerzen.

Und natürlich war es noch nicht vorbei. Wenn es ihm nicht gelang, durch diese Tür zu kommen, um seine Audienz bei Cutbill wahrzunehmen, hatte er sein Leben verwirkt. Er musste dieses Schloss knacken – aber auf eine Weise, bei der er nicht mit den Nadeln in Berührung kam. Er musste überaus vorsichtig sein.

Er hob seine Dietriche wieder auf und hielt sie mit aller Kraft an den Enden fest, damit sie so weit wie möglich reichten. Auf diese Weise hoffte er das Schloss knacken zu können, ohne dabei eine der Nadeln zu berühren. Aber so sehr er sich auch bemühte, sie drangen einfach nicht weit genug in das Schloss hinein.

Wütend und enttäuscht ließ er das Werkzeug auf den Steinboden fallen und lehnte sich zurück. Was sollte er nur tun? Er

war nicht bereit aufzugeben. Sadu allein wusste, warum er diese Reihe grausamer Prüfungen bestehen musste, aber es musste einen Grund dafür geben – er konnte sich nicht vorstellen, dass der Herr dieses Ortes ein solcher Sadist war, nur um ihn zu seinem persönlichen grimmigen Vergnügen zu quälen. Also musste es für dieses Problem eine Lösung geben. Eine einfache elegante Antwort, die sich einem Mann erschloss, der zu denken verstand. Er hatte sich immer für ziemlich klug gehalten. Er war weder außergewöhnlich stark – dafür hatte schon die schlechte Ernährung gesorgt –, noch galt er allgemein als besonders gutaussehend. Er hatte die Art von Gesicht, das nicht lange in Erinnerung blieb. Aber er war schlau. Schnell von Begriff, genau wie Bellard gesagt hatte. Seine beste Waffe war sein Verstand, seine Fähigkeit, das hier genau zu durchdenken.

Es musste eine Lösung geben. Sie musste sich in diesem Raum befinden, da er ihn nicht verlassen durfte. Und es musste etwas sein, das ihm auffallen würde, wenn er nur die Augen richtig aufmachte. Er schaute sich um und versuchte zu entdecken, was er bis jetzt übersehen hatte.

Sein Blick fiel auf den Zwerg. Bisher hatte er das kleine Geschöpf kaum eines Blicks gewürdigt. War sich nicht einmal bewusst gewesen, womit sich der Zwerg beschäftigte. Aber jetzt richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf ihn.

Der Zwerg nähte Metallstücke auf zwei Seidenhandschuhe.

Mit dem freundlichsten Gesichtsausdruck, dessen er fähig war, trat Malden auf ihn zu. »Die sehen aber gut aus«, sagte er.

Verächtlich verzog der Zwerg das Gesicht. »Und erzielen einen guten Preis.«

Malden fühlte förmlich, wie sich die Blicke aller in seinen Rücken bohrten. Er achtete nicht darauf. »Darf ich?«, fragte er und ergriff einen der Handschuhe. Der Zwerg hatte mehrere Dutzend Zinnplättchen auf die Handfläche und den Handrücken des Handschuhs genäht. Bei einem Kampf würden sie kaum als Rüstung funktionieren, aber für Maldens derzeitiges Projekt eigneten sie sich ideal. Tatsächlich so ideal, dass er sich gar keinen anderen Nutzen dafür vorstellen konnte, als das

vergiftete Schloss zu knacken. Er öffnete den Geldbeutel und holte eine Handvoll Viertelpfennige hervor – viereckige Kupfermünzen. »Ich weiß ja nicht, wie viel ...«

»Das reicht«, sagte der Zwerg, riss Malden das Geld aus der Hand und zählte es rasch. »Geiziger Dieb. Nicht einmal die Hälfte dessen, was sie wert sind.« Er hielt Malden die Handschuhe hin, und dieser nahm sie an sich. »Also, die Münzen reichen bloß, um die Handschuhe zu mieten«, beschied ihn der Zwerg. »Ich hole sie mir zurück, wenn du sie meiner Ansicht nach lange genug gehabt hast.«

»Aber natürlich«, stimmte Malden zu. Er streifte sich die Handschuhe über und eilte zum Schloss zurück. Er hegte nicht den geringsten Zweifel, dass sie einzig und allein für diesen Zweck hergestellt worden waren. Die Seide war ausgesprochen fein und würde bei größerer Belastung reißen, aber sie erwiesen sich als so dünn, dass seine Finger den für das Schlösserknacken notwendigen Tastsinn behielten. Die Zinnplättchen konnten die Hände nicht einmal vor einem schwachen Schlag beschützen – aber als er sich wieder mit dem Schloss beschäftigte, entdeckte er, dass sie die Nadeln mühelos daran hinderten, mit seiner Haut in Berührung zu kommen.

Trotzdem war es nicht einfach. Das riesige Schloss bestand aus Dutzenden von Stiften. Jeden Stift musste Malden mit seinen Haken in die richtige Stellung locken und ihn dann festhalten, während er mit dem Spanner den haargenau notwendigen Druck ausübte. Dazu bedurfte es völlig ruhiger Hände, und hätte er nur einen Moment lang mit seiner Aufmerksamkeit nachgelassen ... ja ... dann. Als das Schloss wieder klickte, wäre er beinahe ein zweites Mal zurückgesprungen – aber dieses Klicken klang irgendwie anders. Gewichtiger, endgültiger.

Mit einer Reihe dumpfer Laute fuhren die Nadeln in ihre Löcher zurück. Der Bügel löste sich, und das Schloss baumelte an der Eisenstange herab. Es war offen. Malden fädelt sein Werkzeug wieder in den Ahlengriff ein und steckte die Waffe mit einem Seufzer weg. Er entfernte das Schloss von der Stange, auch wenn es so schwer war, dass er es kaum heben konnte, und legte es vorsichtig auf dem Boden ab. Er zog die

Handschuhe aus und drehte sie dabei von innen nach außen für den Fall, dass etwas von dem Gift auf den Zinnplättchen gelandet war. Dann warf er sie dem Zwerg zu, der sie mühelos auffing. Er schob die Stange aus dem Ring und stieß sanft gegen die Tür. Sie schwang ächzend zurück.

Er warf Bellard einen Blick zu.

»Er wartet nicht gern«, sagte der Räuber.

Malden nickte und trat ein.

5

Hinter der Tür befand sich ein anheimelndes kleines Kontor, das mit einer Kohlenpfanne beheizt wurde. Schwere Wandbehänge sorgten für die nötige Wärmedämmung. Der Tür gegenüber stand ein wuchtiger Schreibtisch, der aus einem teuren Holz gearbeitet war, das sich im Lauf der Zeit dunkel verfärbt hatte. Hinter dem Tisch hing eine riesige detaillierte Karte der Stadt; dann gab es da noch ein Becken zum Händewaschen und eine Kommode mit einer Weinkaraffe und mehreren Pokalen. Allerdings saß niemand hinter dem Tisch. Stattdessen hockte der einzige Anwesende in diesem Raum auf einem Hocker in der Ecke vor einem Pult und schrieb in ein breites Kontobuch.

Er war ein zaundürrer Mensch mit einem langen traurigen Gesicht und Augenbrauen, die sich bis auf die kahle Stirn hinaufwölbten. Sein schwarzes Haar war bereits stark gelichtet und wies zwei graue Strähnen auf. Die Augen waren sehr dunkel und sehr hell zugleich. Gnadenlose schmale Augen, die nicht aufblickten, als Malden eintrat.

Malden schloss die Tür hinter sich und wartete geduldig ab, bis der Mann seine Arbeit beendet hatte. Es standen zwar Stühle herum, aber er setzte sich nicht, da er nicht wusste, was ihn in diesem heimeligen Zimmer erwartete.

Die Feder des Mannes kritzelte noch ein paar Zahlen und verharnte dann.

»Deine Mutter war eine Hure«, sagte er ohne jede Betonung.

In Maldens Brust verkrampfte sich etwas, aber er begriff, was hier geschah. Der Mann – mit Sicherheit war es Cutbill, ob er nun wie ein Meisterdieb aussah oder nicht – stellte ihn auf die Probe. Wollte sehen, ob sich Malden wütend auf ihn stürzte oder lediglich gekränkt winselte.

Die Wahrheit dieser Behauptung war jedoch nicht abzustreiten. »Das war sie. Eine gute Frau, die ihr Bestes gab, um mich ordentlich und geduldig großzuziehen. Sie starb an Seemannspocken, da war ich kaum zum Mann gereift.«

Cutbill nickte, als nehme er diese Neuigkeit lediglich zur Kenntnis, um sie in sein Kontobuch einzutragen. »Dein Vater?«

»Die Hälfte der Männer dieser Stadt käme dafür infrage, aber noch hat keiner Anspruch darauf erhoben.«

»Setz dich, du bleibst eine Weile hier!«, befahl der Herr der Diebe. Malden wählte einen Stuhl in Türnähe. »Du hast den größten Teil deiner Jugend in einem Hurenhaus verbracht, hast kleine Arbeiten und Botengänge für die Puffmutter erledigt. In dieser Zeit hast du vermutlich genügend Gesetzeswidrigkeiten mitbekommen. Ich wage zu behaupten, dass du auch selbst daran beteiligt warst – Betrunkene auszurauben, die zahlende Kundschaft zu betrügen oder sie zumindest dazu zu verleiten, zu viel zu bezahlen, kleine Mengen verschiedener illegaler Drogen für die Freudenmädchen zu besorgen. Aber erst nach dem Tod deiner Mutter hast du deine Aktivitäten auf einen größeren Teil der Stadt ausgeweitet.«

»Da blieb mir keine Wahl«, bestätigte Malden. »Für einen jungen Mann ist nicht viel Platz in einem Bordell – nicht, wo dort so viele ungewollte Jungen herumrennen, die putzen und Botengänge erledigen können. Man drückte mir ein paar Münzen in die Hand und befahl mir zu gehen und mein Glück zu machen. Ich wollte sehen, wie die ehrlichen Leute leben. Wie sich herausstellte, konnte die Stadt einen mittellosen Huren-

sohn nicht gebrauchen. Dieser Ort kennt kein Mitleid mit jenen, die auf der falschen Straßenseite geboren wurden.«

Falls er gehofft hatte, dass Cutbill ein gewisses Mitgefühl zeigte, wurde er enttäuscht. Der Mann, der an einen Sekretär erinnerte, schaute nicht einmal auf.

»Ich suchte nach ehrlicher Arbeit. Mit meinem fortgeschrittenen Alter von fünfzehn wollte mich keine Gilde mehr als Lehrling aufnehmen. Ich versuchte eine Arbeit als Maurer zu finden, versuchte es als Zimmermann und sogar als Schauer- mann unten an den Docks. Überall wies man mich ab – oder verlangte Bestechungsgelder. Die Vorarbeiter, die diese Arbeit organisieren, wollten alle ihren Schnitt von den Pfennigen, die ich verdient hätte.«

»Und du warst nicht bereit, solche Gebühren zu zahlen.«

»Wie hätte ich davon leben sollen? Um in dieser Welt ein Auskommen zu haben, braucht man Geld, man braucht Geld für Essen, Geld für die Miete, Geld für die Steuern und Abga- ben. Mit der angebotenen Bezahlung hätte ich nach der ersten Woche Schulden gemacht, und danach wäre es nur noch schlimmer geworden. Mit einer solchen Mauschelei und dem Ruin, den sie mit sich bringt, kenne ich mich aus.«

»Ach ja?«

»Genauso halten die Zuhälter ihren Hurenstall zusam- men.«

»In der Tat«, stimmte Cutbill zu. »Um zu überleben, hast du also als Taschendieb und Beutelschneider gearbeitet. Und du entdecktest, dass du dafür ein Talent hast.«

»Willst du meine ganze Lebensgeschichte erfahren?«

»Die kenne ich bereits. Ich lasse sie mir bloß bestätigen. In den letzten fünf Jahren bist du gerade so eben damit über die Runden gekommen, den Dummen Kupferstücke zu klauen. Gelegentlich hast du es auch mal mit Betrug versucht, aber deine wahren Talente scheinen in deinen Fingern zu liegen und nicht in deiner Stimme. Erst kürzlich hast du dich dem Ein- bruch zugewandt. Seit ein paar Monaten brichst du in Häuser ein. Kannst du mir sagen, warum du dein Tätigkeitsfeld ge- wechselt hast?«

»Die Menschen in dieser Stadt sind nicht so dumm, viel Geld mitzunehmen, wenn sie das Haus verlassen. Sie wissen, dass kein Geldbeutel je sicher ist. Die großen Summen lassen sie zu Hause. Da erschien es nur logisch, dem Geld zu folgen und nicht den Menschen.«

Der Diebesmeister machte eine kleine Notiz in seinem Kassenbuch. »Du weißt, wer ich bin«, sagte Cutbill. »Du hast draußen meinen Namen ausgesprochen.«

Malden winkte ab. »In der Freien Stadt kennt doch jeder die Taten des großen Cutbill, des Meisters der Diebe, des großen Zuhälters, des Lieferanten verbotener Rauschmittel, des Erpressers der Hochgestellten und Mächtigen ...«

»Erspar mir das, ich bitte dich! Dir ist bekannt, dass ich diese Stadt beherrsche, zumindest den illegalen Handel. Dass ich die kriminelle Klasse organisiert und zusammengeschlossen habe. Dass ich die vielen unterschiedlichen Banden, die es in jeder Stadt dieser Größe gibt, vereinigte und aus ihnen eine besser funktionierende, schlagkräftige Organisation machte.« Cutbill legte die Feder zur Seite und richtete sich auf seinem Hocker auf, hob das Kinn. »Du kennst meinen Ruf. Ich habe deine Lebensgeschichte nur angesprochen, damit du weißt, dass ich auch deinen Ruf kenne.«

Malden hielt den Mund.

»Ich mag weder Arschkriecher noch falsche Bescheidenheit. Oder wenn jemand den Mund zu weit aufreißt. Also mache ich es kurz. Ich habe dich aus der Ferne durchaus bewundernd im Auge behalten, seit ich von deinen Aktivitäten erfuhr. Ich führe über jeden Buch, der hier Verbrechen begeht, ob er nun für mich arbeitet oder nicht. Aber dich, dich habe ich ganz genau im Auge behalten. Du hast die Fertigkeiten eines geborenen Diebs – den leisen Schritt, die geschickten Finger, die Fähigkeit, ein Geheimnis zu bewahren. Und das hast du alles ganz allein gelernt. Dich hat kein Lehrer angeleitet, keine Schule hat dich in den Feinheiten unseres Handwerks gedrillt. Das finde ich recht beeindruckend. Zumindest fand ich das bis heute Abend.

Heute Abend bist du in das Haus von Guthrun Whiteclay

eingestiegen, dem Meister der ehrenwerten Töpfergilde, und hast ihm diverse silberne Teller, kostbares Besteck und einen Beutel mit Silbermünzen gestohlen, die er unter dem Bett versteckt hatte. Aber dieses Unternehmen hattest du nicht vernünftig vorbereitet.«

Malden runzelte die Stirn. »Ich habe das Haus drei Tage lang ausgespäht. Ich sah zu, wie er und seine Frau das Haus für ein Fest im Gildenhause verließen, beobachtete, wie er die Vordertür verriegelte, aber vergaß, ein Seitenfenster zu schließen. Ich umwickelte meine Schuhe mit Tuch, um meine Schritte zu dämpfen. Ich studierte die Rundgänge der Stadtwache und wusste genau, wie viel Zeit ich hatte, um ungesehen hinein- und wieder herauszukommen. Ich wartete sogar den Einbruch der Nacht ab, damit der Nebel den Mond verbarg, und die Gasse, in der ich einstieg und wieder herauskam, in Dunkelheit lag.«

»Ja«, erwiderte Cutbill, »aber du hast vergessen zu fragen, ob Guthrun Whiteclay unter Schutz steht. Verstehst du, wovon ich spreche? Ich habe eine Abmachung mit ihm. Natürlich nichts Offizielles, nichts Schriftliches. Aber ich erhalte jeden Monat von ihm eine gewisse Summe. Gegen Zahlung dieser Kleinigkeit ist er gegen Einbruch, Diebstahl, Erpressung und Mord vonseiten seiner Konkurrenten geschützt. Du magst vielleicht die Ansicht vertreten, dass es leichter wäre, sich das alles zu nehmen und die Sache zu vergessen – aber ich versichere dir, dass ich im Lauf der Jahre durch diese Abmachung weitaus mehr Geld verdient habe, als du jemals durch den Verkauf seiner Haushaltsgegenstände erhalten wirst. Jetzt hast du mich Geld gekostet, weil ich Mittelsmänner losschicken muss, die das gestohlene Gut zurückholen und wieder in Whiteclays Haus bringen, bevor er den Verlust bemerkt. Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, wie aufwendig das ist?«

»Ich verstehe.« Malden rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Also gut. Du erpresst mich. Du willst, dass ich die Sachen zurückbringe und dir das Silber überlasse, für das ich so hart gearbeitet habe. Nun, das gefällt mir zwar nicht – aber habe ich eine Wahl? Du kannst mich von deinem Schwertkämpfer da

draußen durchbohren lassen wie ein Schwein auf dem Rost, wenn ich mich weigere.«

Malden hatte das Gefühl, dass der Diebesmeister in seinem ganzen Leben noch nie gelächelt hatte. Aber einer seiner Mundwinkel zuckte, als koste er einen winzigen Informationsvorsprung aus, den er bisher noch nicht mit Malden geteilt hatte.

»Ja, ja, richtig. Aber das ist noch nicht alles. Ich will, dass du meiner Organisation beitretest.«

Malden runzelte die Stirn. »Bitte – was?«

»Ich biete dir eine Stellung an.«

6

Beide schwiegen eine Weile, während die Bedeutung von Cutbills Worten in Malden allmählich Gestalt annahm. Als er der Aufforderung gefolgt war, hatte er eigentlich etwas ganz anderes erwartet. Hauptsächlich hatte er erwartet, das Geld zurückgeben zu müssen, das er gestohlen hatte, um danach gründlich zusammengeschlagen zu werden – oder es hätte ihm noch Schlimmeres gedroht.

»Ich habe immer allein gearbeitet«, erklärte er schließlich.

»Das kann ich dir ab sofort nicht mehr erlauben. Du bist zu gut, um auf eigene Faust weiterzumachen«, widersprach Cutbill. »Ich mag keine Konkurrenz. Ich hätte dich lieber in meinem Stall. Natürlich gibt es Vorteile, wenn du einwilligst. Du weißt, dass ein gehöriger Teil der Stadtwache und mehr als nur ein Adliger im Palast auf meiner Gehaltsliste stehen. Sollte man dich dabei erwischen, wie du auch nur einen Pfennig aus dem Klingelbeutel stiehlest, wirst du dafür gehenkt. Unter meinen Fittichen hast du einen gewissen Schutz vor diesem Schicksal. Außerdem stünden dir die Dienste meines Zwergs Slag zur Verfügung, der dir Werkzeuge von einer Qualität be-

sorgt, zu der kein menschlicher Schmied fähig ist. Du kannst dir weiterhin deine Opfer aussuchen, auch wenn du natürlich bei keinem meiner Klienten einbrichst. Und ich habe dir noch etwas anderes anzubieten.«

»Tatsächlich?«

»Deinen Herzenswunsch. Die Sache, die du wirklich begehrt. Ich kann dir die Freiheit anbieten.«

»In Ness ist jeder Mann frei. Hier gibt es keine Sklaven«, sagte Malden. Das machte Ness zu einer Freien Stadt. Außerhalb ihrer Mauern waren die meisten Männer und Frauen Leibeigene, Bauern, Kötter – kaum mehr als Sklaven. Sie besaßen weder Land noch die Kleider an ihrem Leib. Ohne die Einwilligung ihres Herrn durften sie nicht heiraten, und sie konnten ihre Höfe auch nicht verlassen, es sei denn, sie wurden an einen anderen Herrn verkauft – und selbst dann konnten sie nichts außer ihren Kindern mitnehmen.

Aber in Ness war ein Mann selbstständig. Durch harte Arbeit konnte er eine Existenz für sich und seine Familie aufbauen, aber er konnte genauso gut faul herumlungern und schließlich auf der Straße verhungern. Aber das war seine Entscheidung. Die Privilegienurkunde der Stadt garantierte jedem Mann das Recht, zu tun, was er wollte.

»Ich habe nicht gesagt, dass du ein Sklave bist. Du bist vielmehr ein Gefangener. Du hast keine Familie, kein Geburtsrecht. Du kleidest dich wie ein normaler Arbeiter, und du hast den Akzent eines Bauern. Würdest du versuchen, diese Stadt zu verlassen, würdest du je einen Schritt jenseits der Mauern setzen, würde dich der erste Landvogt verhaften, dem du begegnest. Er würde dich an irgendeinen unbedeutenden Baron verkaufen, und du würdest den Rest deiner Tage auf irgendwelchen Feldern schuften. Ness ist ein sehr großes Gefängnis, Malden, und seine Zellentür steht weit geöffnet. Aber auch nur, weil die Obrigkeit genau weiß, dass du hier nicht weg kannst.«

»Hätte ich genug Geld ...«

»Aber das hast du nicht, und bei deiner Lebensweise wirst du das auch nie haben. Falls du weiter unabhängig arbeitest, wirst du irgendwann am Galgen baumeln oder, wenn du Glück

hast, in irgendeinem Elendsbau in erbärmlicher Armut sterben. Komm zu mir, und wir ändern das. Das wird einige Zeit dauern. Du wirst für mich härter arbeiten müssen als für jeden Ladenbesitzer. Aber dein Geld wird dir gehören. Und mit genügend Geld kann selbst der Sohn einer Hure ein einflussreicher Mann werden. Er kann gehen, wohin er will, und er kann das Leben führen, auf das er Lust hat. Freiheit, die biete ich dir an, Malden. Wahre Freiheit.«

Maldens Pulsschlag raste. Cutbill kannte sein Herz und seine Seele. Wie oft hatte er genau das Gleiche schon gedacht? Wie oft hatte er das Schicksal dafür verflucht, dass er der Sohn seiner Mutter war?

»Ich muss zugeben«, sagte er mit sorgfältig gewählten Worten, »dass das eine große Verlockung ist. Darf ich fragen, was du von diesem Arrangement hast?«

»Für meine Bemühungen bekomme ich einen Schnitt von allem, was du verdienst. Sagen wir neun Teile von jedem Zehntel.«

Entgeistert starrte Malden Cutbill an. Das war schamloser Diebstahl – eine unverschämtere Forderung, als jeder Zuhälter sie gestellt hätte. Aber natürlich war zu bedenken, wer sie stellte. Cutbills Miene zeigte eine gewisse Härte und verriet Malden, dass dieser Anteil nicht verhandelbar war. »Und wenn ich das Angebot ablehne?«

»Dann steht es dir frei zu gehen, durch die Tür, durch die du gekommen bist. Natürlich könnte ich in meiner Enttäuschung vergessen, Bellard das vereinbarte Zeichen zu geben, und er könnte annehmen, du wolltest fliehen.«

»Natürlich«, sagte Malden. »Nun, in diesem Fall kann meine Antwort wohl nur ...«

Der Diebesmeister unterbrach ihn. »Vermutlich glaubst du jetzt, dass du mich irgendwie hereinlegen kannst. Etwas von dem Geld einbehältst, das du mir übergeben musst. Eine Möglichkeit findest, diese Vereinbarung zu deinen Gunsten zu verbessern. Du hast bewiesen, dass du schlau bist. Vielleicht hältst du dich ja für schlauer, als ich es bin.«

»Nie im Leben«, erwiderte Malden.

»Ich habe jeden Grund zu der Annahme, dass du versuchen wirst, mich zu betrügen. Also wirst du zumindest eine Weile eine Probezeit absolvieren. Irgendwann kannst du dir vielleicht sogar eine richtige Stellung in meiner Organisation erarbeiten. Ich vergleiche unser Geschäft hier gern mit einer der Handlungsgilden. Jedes neue Mitglied hat eine Lehre zu durchlaufen, an deren Ende der Neuling beweisen muss, dass er den Erfordernissen des Handwerks gewachsen ist. Einer von Guthrun Whiteclays Lehrlingen wird vielleicht ein besonders elegantes und großes Trinkgefäß herstellen – das er dann sein Meisterstück nennt, weil er es herstellte, um seinen Meister zu beeindrucken.«

»Ich bin zu alt, um Lehrling zu sein«, stellte Malden klar.

»Das ist richtig. Und wir können deinen heutigen Einbruch wohl als Meisterstück betrachten, denn er hat mich wahrhaftig beeindruckt. Also fangen wir mit dir als Gesellen an, dem nächsten Rang in unserer Gilde. Aber auf dieser Ebene gibt es ein weiteres Hindernis, was den Beitritt angeht. Man muss die Gildengebühr bezahlen, um als ordentliches Mitglied betrachtet zu werden. Also erwarte ich von dir eine sofortige Zahlung, bevor du auch nur einen einzigen Vorteil deiner neuen Stellung in Anspruch nimmst.«

Malden presste die Lippen aufeinander. Folgende Worte lagen ihm auf der Zunge: Du abscheulicher, widerwärtiger, hinterhältiger Seehecht von einem Betrüger! Kennen deine Verlogenheit, deine Würdelosigkeit denn überhaupt keine Grenzen? Du hältst mich unter Todesdrohungen hier fest und blutest mich aus, und dafür soll ich dir auch noch Dank erweisen?

Tatsächlich sagte er etwas ganz anderes. »Wie viel?«

Cutbill blätterte in seinem Kontobuch. Er konsultierte einen Eintrag ganz am Anfang des Buchs, dann sah er auf und blickte Malden zum ersten Mal unverwandt in die Augen. »Ich finde, einhundertundein goldene Königstaler sollten reichen. Oder hältst du das für zu wenig, nach dem ganzen Ärger, den du mir heute Abend bereitet hast?«

»Ich ...« Malden fand keine Worte. »Ich ... werde allen von deiner Großzügigkeit berichten.«

»Gut. Du darfst gehen.« Cutbill griff wieder nach seiner Feder und schrieb weiter in seinem Buch.

Malden stand von seinem Sitz auf. Die Beine zitterten ihm. Als er das vergiftete Schloss geknackt hatte, waren seine Hände ganz ruhig gewesen. Er war nicht zusammengezuckt, als ein Pfeil seinen Schatten durchbohrt hatte. Aber nun wehrte sich sein Körper gegen seine Befehle. Er wandte sich zur Tür. »Weißt du, eigentlich hast du mir ja gar keine Gelegenheit gegeben, Ja oder Nein zu sagen.«

»Das tue ich nie. Wenn bei einer geschäftlichen Verhandlung das Ergebnis nicht von vornherein feststeht, ist man dazu verdammt, den schlechteren Anteil zu bekommen. Vergiss das nie, Malden. Oh, und geh nicht durch diese Tür!«

Malden blickte zum Eingang. Soweit er sehen konnte, gab es keinen anderen Ausgang aus dem Raum. »Richtig. Du hast das Signal noch nicht gegeben.«

»Ein derartiges Signal gibt es nicht. Wenn du durch diese Tür gehst, wird dich Bellard durchbohren, gleichgültig, was ich sage. Ich glaube, er würde es bedauern – er scheint dich zu mögen. Also nimm diesen Weg.« Cutbill wies mit der Feder auf einen der Wandbehänge hinter sich. Als Malden ihn zur Seite schob, entdeckte er einen langen Korridor, der an einer nach oben führenden Treppe endete. Ohne zurückzublicken, stieg er die Stufen hinauf, bis er zu einer Falltür gelangte, die auf eine Gasse des Stinkviertels führte – jener ärmlichen Gegend, die gerade eben noch innerhalb der Stadtmauern lag. Jener Gegend, in der er wohnte, auch wenn er noch einen weiten Weg vor sich hatte.

Unterwegs beschäftigte ihn nur ein Gedanke.

Einhundertundein Königstaler.

Das war ein Vermögen. Das war eine Fessel – bevor er diese Summe bezahlt hatte, war er Cutbills Sklave und arbeitete allein für die Begleichung des Blutgelds. Möglicherweise würde er ein Jahr brauchen, um überhaupt so viel zu verdienen, natürlich immer unter der Voraussetzung, dass er seine Bemühungen verdoppelte und nur die reifsten Früchte auswählte – Früchte, die garantiert alle den Schutz des Herrn der Diebe genossen.

Einhundertundeiner! Königstaler! Münzen, die so wertvoll waren, dass der durchschnittliche Geselle einer ehrlichen Gilde für die Arbeit eines Jahrs möglicherweise eine davon verdiente. Falls er die Beute aus dem Einbruch bei Guthrun Whiteclay an einen äußerst großzügigen Hehler verkauft hätte, hätte ihm das zwei Königstaler eingebracht, vielleicht auch drei.

Einhundertundeiner!

Er erreichte seine Unterkunft, ohne sich an den Weg dorthin zu erinnern. Er bewohnte eine Kammer über dem Laden eines Kerzenmachers. Es war karg, aber sauber. Er besaß eine strohgefüllte Matratze, auf die er sich sofort nach seinem Eintreten warf. Das Silber und das Geschirr hatte er unter einer losen Bodendiele versteckt. Es überraschte ihn nicht, dass alles verschwunden war. Einer von Cutbills Dieben musste eingebrochen sein, um die Beute zurückzuholen. An ihrer Stelle lag eine Flasche mit billigem Wein. Ein Stück Papier war um ihren Hals gewunden. Er entfaltete es. *Willkommen in der Gilde.*

Natürlich war es unterzeichnet mit der primitiven Zeichnung eines von einem Schlüssel durchbohrten Herzens.